10. September 1935 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 207

In freier Stunde



(17. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Ein Hügel krönt die Insel. Eine gewaltige Föhre hat die Höhe erobert, nun aber liegt sie vom Sturm gebrochen. Vier ihrer Schwestern hat ihr Sturz mit ins Verderben gerissen. Was nützte es ihr nun, die Höchste gewesen zu sein? Aber vielleicht fragt sie nicht danach. Für sie genügte es, der Sonne am nächsten gestanden zu haben, auch wenn sie es mit frühem Sturz bezahlen mußte.

Die zwei haben sich auf den mächtigen Stamm gesetzt. Der Doktor holt seine Pfeife aus dem Anzug und raucht mit Bedacht.

Wie ein Seemann sieht er aus, denkt Annemarie und schaut verstohlen von der Seite her zu ihm. Stark . . . und dickköpfig . . . oder trotzig . . . vielleicht auch ein Bauer!

„Hierher gehöre ich eigentlich!" unterbricht er nach einer Weile die Stille. „Schade, daß mir das versagt geblieben ist. Wissen Sie, Annemarie, was mein heißester Wunsch ist? Immer gewesen ist, schon seit meiner Jugend?"

„Ich glaube, ich kann's erraten."

„Das wäre lustig. Nun raten Sie los!"

„Seemann wollten Sie werden."

Ueberrascht blickt er sie an.

„Woher wissen Sie das? Hab' ich das schon einmal erzählt?"

„Erzählt haben Sie's nicht. Sie erzählen überhaupt selten. Aber ich hab's erraten. Das fühle ich, wenn ich Sie so anschaue."

„Wahrhaftig, Sie haben recht! Seemann . . . oder Plantagenbauer . . . oder Förster! Aber Seemann, das war mir immer das liebste. Ja, und von allen schönen Träumen ist nicht einer Wirklichkeit geworden . . . Nein, aber wie Sie das geraten haben, ist doch erstaunlich. Ich könnte das nicht."

„Frauen sehen mehr als Männer. Wenigstens, soweit es Menschen angeht."

„Das mag wohl sein. Ich hab', ganz ehrlich gesagt, nicht soviel Scharfblick bei Ihnen vermutet. Allerdings, seit gestern abend . . ."

Er bricht ab, ohne seinen Satz zu beenden und hüllt sich in Dampf.

„Was ist seit gestern abend . . .?"

„Nun . . . seither sehe ich Sie mit anderen Augen."

Sie muß lachen. Aber nur innerlich. Nach außen bleibt sie ganz ernst. Mit andern Augen ansehn? . . . Du Schurke, als wenn ich's nicht gemerkt hätte! denkt sie. Trotzdem fragt sie ruhig weiter, als wisse und ahne sie nichts.

„Wieso seit gestern abend?"

„Wer das Abendlied von Claudius auswendig kann, ist bestimmt kein törichter Mensch." Er blickt sie fest an dabei und lächelt leise.

„Und wer es so einfach, so schlicht singt, wie Sie es gestern abend taten . . . Ich weiß nicht, ich war seit langer Zeit nicht so fröhlich wie jetzt. Vielleicht ist's die Ausspannung, vielleicht aber auch das Zusammensein mit Ihnen . . ."

Ein wenig verlegen setzt er leise hinzu: „Ich bin sehr, sehr selten mit Frauen zusammen."

Sie ist ganz still geworden. Sie weiß und fühlt, daß sie ihn jetzt nicht unterbrechen darf.

„Ich muß immer an meine Mutter denken, wenn ich Sie so reden höre . . . besonders gestern, als Sie sangen. Das ist nämlich meine einzige, wirklich gegenständliche Erinnerung an sie. Ich war ein richtiger Lausebengel und hab' ihr wohl wenig Freude gemacht, aber wenn sie so gegen Abend am Klavier saß und sang . . . das war immer, als wenn der liebe Gott bei uns zu Besuch wäre. Ich glaube, so kann man nie wieder lieben, so wie ich dann meine Mutter . . .!"

„Sie haben sie nicht lange gehabt?"

„Nein. Ich bin sehr früh nach Schulpforta und von dort aus auf die Hochschule gekommen. Und dann kam der Krieg. Ich hab' sie nicht mehr gesehen seit 1914."

„Und Ihr Herr Vater?"

„War ein Querkopf. Hat unsern Besitz zugrunde gehen lassen, weil er nichts Neumodisches auf den Hof lassen wollte, keine Maschine. Was daraus wurde, können Sie sich denken. Wahrscheinlich hat sich deshalb sein einziges Kind der Technik verschrieben. Ich dachte wenigstens immer, das sei der sauberste Beruf. Da gibt's nichts zu schachern, da regieren nur Können und Verstand. Du lieber Gott, so danebengehauen habe ich selten. Es gibt überall Schweinehunde."

„Haben Sie denn so üble Erfahrungen gemacht? Ich denke, Sie arbeiten bei der Amag? Das ist doch ein großer Betrieb. Ich kann mir nicht vorstellen, daß

da irgendwelche unsauberen Machenschaften überhaupt möglich sind."

Heinz lachte leise auf.

„Sie reden, wie ich es damals tat, als ich noch ahnungslos war. Glauben Sie mir, ich bin erst kürzlich recht gründlich eines Besseren belehrt worden. Ich hab' erlebt, wie man einen Menschen zu Tode hetzte."

„Großer Gott . . . wie ist das möglich?"

„Nun nicht so, daß man es kriminell nennen kann. O nein! So etwas besorgt man viel glatter durch die berühmten „besonderen Umstände". Denken Sie sich folgendes: Ein hochbegabter Mensch — ich verdanke ihm die Anregung zu einer Vergaserkonstruktion, die ihren Weg machen wird —, aber das rein Technische interessiert Sie wohl kaum. Also dieser Mann wird unter einem lächerlichen, aber entehrenden Vorwand entlassen. Man will Pläne in seinem Schrank gefunden haben, die eigentlich in den Tresor gehört hätten. Unsinn! Barer Unsinn! Fast alle schließen ihre unfertigen Zeichnungen in die Schränke. Aber man sucht einen Grund: — — also entlassen! Der Mann — von einem gewissenlosen Frauenzimmer, das er leider zu seiner Gattin gemacht hatte, bereits seelisch stark mitgenommen — verwindet diesen neuen Schlag nicht. Er erblickt in seiner Entlassung den Verdacht des Diebstahls, der Untreue, kurz und gut, er geht hin und läßt sich von einem Berg herunterfallen, da, wo's am steilsten ist Allerdings, seine Pläne vererbte er mir, seine Pläne und die Aufgabe, seinem einzigen Kinde nachzuforschen, das mit der Mutter verschwand. Ein Schicksal, eines von vielen . . . Zufall, daß ich gerade in seiner Nähe weilte und sah, wie es abrollte."

Er schweigt, und um seinen Mund sind zwei scharfe, bittere Falten eingegraben. Auch Annemarie ist ernst. Es hat sie erschüttert, was sie da erfährt, sie weiß nicht warum. Davon ahnt niemand etwas da oben in den stillen Zimmern des Direktionsbüros. Wer mag der Mann gewesen sein? Sie beschließt, heimlich nachzuforschen. Ist etwas an der Sache, so daß man offiziell beikommen kann, wird sie es Thormeyer mitteilen. Sie weiß aus Erfahrung, daß er unerbittlich ist, wenn es gilt, einem Schuft das Handwerk zu legen.

„Aber lassen wir diese trüben Dinge hinter uns! Das liegt nun alles in Hamburg, un ück bün hier! würde Vater Heinrich sagen. Und der ist ein Philosoph und Lebenskünstler wie sonst keiner von uns. Kommen Sie, da drüben winkt das Ufer und wartet auf uns! Ich will Ihnen ein Stück unserer Mark zeigen, das Sie nicht wieder vergessen werden!"

Sie ziehen ihr Boot wieder ins Wasser und paddeln los. Es ist keine Viertelstunde, die man bis zum Ufer braucht. Sorgfältig verbergen sie das kleine Schiff im Schilf, dann gehen sie auf die Wanderschaft.

Hoher Kiefernwald umfängt sie.

Sein sonndurchfluteter, warmer Hauch läßt sie im Schreiten tiefer atmen. Kein Laut dringt zu ihnen, die große Einsamkeit umfängt sie. Ein schmaler Pfad, den nur die Forstarbeiter ausgetreten haben, führt sie immer tiefer in die Wildnis. Letzte Brombeeren blühen an schattigen Stellen. Unter dem Rascheln ihrer Schritte schlüpft hier und da ein schillernder Laufkäfer eiligst in die Streu der gefallenen Nadeln, um sich zu verbergen.

Annemarie geht ein wenig voran. Heinz hat das absichtlich so geschehen lassen. Es ist ein entzückendes Bild, sie so schreiten zu sehen in ihrem grünen, weiten Kleide. Bunte Sommerblumen sind hineingestickt, und zart und schmeichelnd umhüllt es den schlanken Körper. Aufrecht trägt sie das schmale Köpfchen, das dunkle Haar wie eine kostbare Krone darüber.

Es ist etwas Wunderbares um so eine Frau! denkt Heinz. Aber dann schilt er sich wieder.

Lächerlich! Wie kann man nur glauben, daß solch ein Wesen sich einem Menschen zu eigen gibt, wie ich es bin! Verbittert bin ich, ein wenig griesgrämig und auf dem besten Wege, ein richtiger Hagestolz zu werden . . nein, Heinz Ohlendorff, das schlag dir nur aus dem Kopfe!

Aber alle wehrenden Gedanken . . . sie helfen ihm diesmal nichts! Das Bild des schreitenden Mädchens, bald von der Sonne hell umstrahlt, bald sanft in den Schatten der Wipfel tauchend, es läßt ihn nicht los.

Ein Hügel steigt vor ihnen auf. Annemarie packt der Schelm.

„Los! Wer zuerst oben ist, hat gewonnen!"

Sie läuft wie ein Wiesel, aber seine schnellen Schritte sind hinter ihr. Plötzlich taumelt sie ein wenig. Eine Wurzel hält ihr den raschen Fuß. Schon will sie fallen. Da fühlt sie sich gehalten, emporgerissen, zwei große, brennende Augen stehen über ihr . . . und in besinnungslosem Ausbruch erwidert sie seinen Kuß. Die Ewigkeit scheint stillzustehen über ihnen.

Aber gleich springt das Denken wieder auf: Du hast ihn belogen! Er kennt dich nicht und darf dich nicht kennen! Niemand darf dich hier kennen! Eine Lüge steht zwischen uns . . . und die Pflicht, diese Lüge aufrechtzuerhalten . . Wenn er erfährt, weshalb sie hier ist, ist alles aus. Sie entwindet sich ihm und tritt entsetzt einen Schritt zurück . . .

„O Gott . . ."

Das ist ein Klagelaut, als habe ihr jemand weh getan bis ins Herz hinein.

Er packt sie bei beiden Händen.

„Annemarie . . . Mädel . . . ich hab' dich lieb, du! Sieh mich doch nicht so entsetzt an! . . . Hörst du mich nicht? . . . Ich liebe dich! Das ist doch kein Verbrechen . . . das kann dich doch nicht so entsetzen! Ich frage dich, ob du meine Frau werden willst?! Mädel!"

Er schreit es ihr zu, er versteht nicht ihre Starre, ihre Bewegungslosigkeit.

Da bricht sie in die Knie und schluchzt auf . . .

Ratlos steht er neben ihr und weiß nicht, was vorgeht. Hat er ihr weh getan? Hat er sie so erschreckt? Das kann es nicht sein. Dahinter steckt etwas anderes.

„Heinz . . .!"

Es ist der Ruf eines verirrten Vogels.

„. . . Sie haben mich etwas gefragt . . . ich weiß nicht . . . ich kann jetzt nicht darauf antworten . . . nur eine Bitte habe ich: Nicht fragen! Nicht fragen! In drei bis vier Tagen ist alles klar . . . dann will ich Antwort geben . . ."

„Aber Annemarie! Fräulein Annemarie! Ein Mensch muß sich doch nicht bedenken, ob er einen anderen lieb hat?! Alles andere kommt doch erst viel später. Sagen Sie, daß ich mich geirrt habe, wenn ich glaubte, Sie seien mir gut — ich werde um Verzeihung bitten, Sie still auf die Insel zurückbringen und kein Wort, keine Gebärde soll Sie an diese Minute erinnern!"

Da muß sie in aller Verworrenheit ihres Herzens lachen.

„So töricht bin ich doch nicht! Nein, das sag ich ganz offen und wiederhole es gern vor aller Welt: Ich liebe Sie, Heinz . . . Sie sind der erste Mann in meinem Leben, dem ich ohne Frage folgen würde bis ans Ende der Welt . . . aber haben Sie Vertrauen . . . ich habe eine Verpflichtung, von der ich nicht sprechen darf . . . Bitte, denken Sie, alles das . . ." — sie er-

rötet, und er möchte sie am liebsten an sich reißen, eben für dieses keusche Rotwerden — „das hier . . . das sei alles noch nicht geschehen, das käme erst übermorgen oder auch noch einen Tag später . . . ich bitte dich darum, Heinz, es ist die erste und größte Bitte meines Lebens, die ich an dich zu richten habe. Vergiß . . . und dann frage wieder!"

Kopfschüttelnd steht er vor ihr, beglückt und enttäuscht, ein verwirrter Mann.

„Das verstehe, wer will. Ich kann's nicht begreifen. Ich soll warten? Stimmt's? Ist das der langen Rede kurzer Sinn?"

„Ja . . . und bitte, bitte, nicht böse sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Sich selbst gerichtet . . .

Skizze von **Herbert Steinmann**

Ein Hund bellte aufgeregt durch die Nacht. Der Flüchtling im beschmutzten Sportanzug, den verwundeten Arm in die Vorderseite des Rockes eingeknöpft, horchte auf. Längst war das Geräusch der Verfolger verklungen, längst auch das Rattern des Zuges, aus dem James Bow kurz vor der in Reparatur befindlichen Strecke bei langsamer Fahrt abgesprungen war, war auch der Schall der Schüsse verhallt, die der Bahndetektiv hinter ihm herknallte und von denen einer ihn getroffen hatte.

Verdammtes Pech, dachte der Flüchtling, während er sich langsam durch Gebüsch und Strauch der Stelle zu arbeitete, aus der das Hundegebell erklungen war. Ich muß einen Arzt haben, und wenn ich geschnappt werde. Aber — wenn sie mich kriegen, ist der elektrische Stuhl mir sicher. —

Verdammt, der junge Kassierer Reginald Wallace war tot. Man war eben zu nervös, hatte zu schnell den Abzugshahn der Pistole gedrückt, als der andere auf das „Hände hoch" eine verdächtige Bewegung machte, und dann war der Kassierer im Feuer des Schusses zusammengebrochen. Bow hatte gerade noch die Tasche mit den Banknoten an sich nehmen können.

Verflixt, er mußte doch noch etwas anderes abbekommen haben, als nur das Ding da im Arm. Irgendwo im Leib brannte es ihm wie Höllenfeuer, das Atmen wurde ihm schwer. Pech auch, daß einige Abteile weiter gleich der Bahndetektiv gesessen hatte, der auf den Schuß sofort hinausstürzte. Wäre der Zug nicht schon langsam gefahren, er hätte sich das Genick brechen können . . .

Jetzt schlug der Hund ganz in der Nähe an. Schon wurde der Wald lichter. Ein Haus stand da mit zwei hellschimmernden Fenster. Ein Garten davor. Und an der Gartenpforte das Glimmen einer Zigarre. Die undeutlichen Gestalten eines Mannes und eines Hundes. Böses und unfreundliches Knurren klang auf. Dann die tiefe Stimme eines Mannes:

„Ruhig, Roy!"

Der Eisenbahnbandit schleppte sich in den Lichtschein, der aus den Fenstern fiel. Ein Stöhnen kam von seinen Lippen:

„Einen — Arzt — ich bin — überfallen worden — — —"

Zwei Männerfäuste fingen ihn auf. Mit schwimmenden Blicken sah James in ein bärtiges, gütiges Antlitz. Dann wieder diese unendlich beruhigende Stimme:

„Kommen Sie, ich bin selber Arzt!"

Dann war da ein Zimmer, und der Mörder saß in einem weichen, tiefen Ledersessel. Freundliches Licht beschien einen für zwei Personen gedeckten Tisch. Der Arzt hatte den Arm des Verwundeten entblößt.

„Nur eine kleine Fleischwunde, mein Lieber, aber Sie müssen doch noch irgendwo etwas zu sitzen haben. Sie haben da einen Einschuß im Rock." Und während Bow langsam, ganz langsam an den Knöpfen nestelte, sprach der alte Arzt weiter:

„Eigentlich merkwürdig, daß Sie hier überfallen worden sind, die Gegend ist doch sonst ziemlich friedlich. Macht mir einige Sorge, denn ich erwarte meinen Sohn Reginald — er ist Kassierer in Chicago, und wenn er die Filialen abreist, dann macht er jedesmal einen kleinen Umweg und besucht mal für ein paar Stunden seinen alten Vater. Prachtvoller Junge, mein Reginald — aber nun fix, Mann, was starren Sie mich an? Ist Ihnen nicht gut? Schnell den Rock runter!"

Schon lange ruhte die nestelnde Hand an dem obersten Knopf. James Bow war kalkweiß geworden. Er hatte den Kassierer Reginald Wallace eben gegen den eigenen Willen erschossen — und hier saß ihm nun ruhig, hilfreich und freundlich der Vater des Toten gegenüber, um dem Mörder das Leben zu retten. Das war zuviel — — —

Lieber hinauslaufen in die Nacht, im Wald sterben wie ein angeschossenes Tier, sich dem ersten besten, dem man begegnet, ausliefern, sühnen, sterben — nur dies hier nicht.

Schwankend erhob er sich, heiser die Stimme:

„Danke, Herr Doktor — — nein, ich glaube, es ist nichts — ich habe es auch eilig, es wartet was auf mich — ja, ja — es wartet was auf mich — der elektrische St — —"

Und dann brach er ohnmächtig zusammen. Unter ihm auf dem Teppich stand eine Blutlache. Aber sie kam nicht aus der Wunde am Arm.

Dr. Wallace schleppte ihn ins Ordinationszimmer, packte ihn auf die Bahre.

„Ich glaube gar, der redete schon im Fieber," murmelte er. Dann riß er dem Ohnmächtigen den Rock auf. Polternd fiel aus dem ledernen Halfter am Gürtel des Mannes eine schwere Coltpistole auf den Boden. Der Arzt hob sie auf. Eine Patrone fehlte, und aus dem Lauf roch es nach frischen Pulverschwaden.

„Armer Kerl — er hat sich gewehrt."

Dann wurde der Blick des Arztes starr. Auf der Brust des Verwundeten lag eine Tasche, eine starke, gelbe Ledertasche. Dr. Wallace erkannte diese Tasche auch ohne das silberne Namensschild daran. Es war die Tasche seines Sohnes, des Bankkassierers Reginald Wallace. Seines Sohnes, der zu ihm unterwegs war, der sich nie von dieser Tasche trennte.

Und der Alte wußte mit einem Schlage alles.

Der da vor ihm lag, ein hilfloses, blutendes Menschenbündel, der hatte ihm den Sohn erschossen und beraubt.

Die Gedanken des alten Mannes kreisten. Zwischen lodernder Wut und tiefer Trauer, zwischen Rachgier und heißem Schmerz. Wer, wer konnte ihn hindern, die Bestie verbluten zu lassen?

Aber dann siegte die Pflicht, die Pflicht, auch dem erbärmlichsten Menschen beizustehen, wenn er nach dem Helfer, dem Arzt, rief.

Helfen, ja, und dann, und dann — — —?

Dr. Wallace riß sich aus schmerzvollem Grübeln empor.

Sanft öffnete er die Kleidung des Ohnmächtigen, arbeitete ganz ruhig, ganz gelassen. Er fand die Kugel, die im Leben saß.

Als er den Verband in Ordnung hatte, schlug der Mörder die Augen auf. Er sah den Arzt über sich. Angst und so etwas wie Reue flackerte in seinen Augen. Seine Hand tastete nach dem Verband.

„Nicht, ich will nicht —" stöhnte er, „ich habe Ihren Sohn erschossen."

Wallace biß sich auf die Lippen.

„Jetzt nicht — schweigen — schlafen — ich werde Ihnen —"

Unten schlug der Hund scharf an. Männerschritte nahten, Stimmen riefen nach Dr. Wallace, Taschenlampen leuchteten vor dem Haus auf.

Der Arzt wurde fahl.

„Sie bringen ihn — Sie bringen den Toten," murmelte er.

Dann ging er nach unten und öffnete. Männer drängten herein. Eisenbahner und Landleute, dazwischen ein Mann, dem man den Bahndetektiv an der Nase ansah, der Sheriff des nächsten Ortes und viele andere. Bluthunde mit triefenden Lefzen rissen wütend an starken Lederriemen und knurrten Roy an. Und dann, dann sah Dr. Wallace die schlanke Gestalt eines jungen Mannes, ein vor Aufregung gerötetes, jugendliches Gesicht.

„Reginald — du lebst!" Es war wie ein Aufschrei.

Reginald Wallace schloß den Vater in die Arme.

„Ich habe ungeheures Glück gehabt, Pa — im Zug hielt mir ein Mitreisender plötzlich einen Colt vor, brummte „Hände hoch" — ich warf mich zur Seite, wollte ihn packen — da knallte es schon — da ließ ich mich vollends fallen. Eins-zwei — hatte er mir die Tasche abgeschnitten und war hinaus — — aber wir werden ihn bald haben — —"

„Jawohl," bestätigte der Bahndetektiv, der immer noch seine Pistole schwang, mit der er auf James Bow geschossen hatte, „der Kerl schweißt, hierher, hierher führt die Spur — haben Sie ihn nicht gesehen, Dr. Wallace?"

Der alte Mann sah den Detektiv ruhig an:

„Geht nach oben, aber tretet behutsam auf — er ist schwer verwundet und — mein Patient."

Sie gingen nach oben. Aber sie fanden einen toten Mann. James Bow hatte sich selbst den Verband vom Leibe gerissen und war verblutet.

Das Geständnis

Skizze von Wolfgang Federau

Die Tür zum Speisezimmer nebenan war geschlossen. „Ich bin nicht zu Hause," hatte Herr Berlitz angeordnet. „Ich habe viel zu tun und bitte dafür zu sorgen, daß niemand mich stört."

Seine Frau hatte ihn erstaunt und vorwurfsvoll angesehen: „Gerade heute, da Hänschen Geburtstag hat! Er freut sich schon die ganze Woche darauf, daß du mit ihm spielen würdest."

„Es geht nicht — es geht beim besten Willen nicht," war seine Antwort gewesen. Es tat ihm selbst leid — er liebte seinen Jungen sehr und tat gern alles, ihm eine Freude zu bereiten. Aber heute . . . eine seltsame Unruhe saß ihm im Herzen, die es ihm unmöglich gemacht hätte, die Gesellschaft anderer, und sei es auch nur von Kindern, zu ertragen. Er litt unter einem Angstgefühl, das er nun schon seit Monaten kannte — nie war es so spürbar geworden wie heute.

Herr Berlitz saß vor seinem Schreibtisch und stierte ins Leere. Nebenan tobten die Kleinen, ab und an von den beschwichtigenden Stimmen der Mutter, des Mädchens ermahnt. Manchmal schrillte die Glocke — dann kam ein neuer Gast, ein Junge, der sich verspätet hatte. Es waren nur Kinder, wirklich, die nebenbei tafelten. „Erwachsene gehören nicht auf einen Kindergeburtstag," hieß einer von Berlitzens Grundsätzen. Er hatte viele Grundsätze, nach denen er sein Leben einzurichten versuchte. Wobei sich allerdings nicht verhindern ließ, daß immer wieder etwas geschah, was dieser Grundsätze spottete.

Daran mußte Berlitz denken. Denn die Stimme, die er jetzt, leise und gedämpft, aus dem Nebenzimmer hörte, das war nicht die eines Kindes. Das war ja . . . Herr Berlitz spitzte wider Wunsch und Willen die Ohren . . . natürlich! das war doch die Stimme von Frau Kummer?

„Nun geht mal alle schön rüber ins Kinderzimmer!" hörte er seine Frau sagen. „Und spielt dort irgendwas Nettes! Wir kommen gleich nach, dann werden wir Topfschlagen spielen und eine Verlosung machen, nicht wahr?"

Trappen von vielen kleinen Kinderfüßchen. Eine Tür schlug . . . und dann noch eine.

Es war plötzlich so merkwürdig still nebenan. Dann hörte Berlitz, wie gesprochen wurde. Die beiden Frauen unterhielten sich miteinander — es mußte wohl etwas sehr Wichtiges sein. Sie wisperten.

Das Getuschel quälte Berlitz und reizte zugleich seine Neugier. Er wollte an seinem Schreibtisch sitzen bleiben, aber wie ein Magnet zog es ihn zur Tür. Er mußte hören, was im Nebenzimmer gesprochen wurde.

„Ich dachte, mein Herz müsse aussetzen," erzählte Frau Kummer. „Stellen Sie sich das vor: Ahnungslos verlassen wir beide in bester Stimmung unsere Wohnung und haben noch nicht hundert Schritte gemacht, da kommt so ein wildfremder Mensch auf uns zu . . ."

„Sagte er denn nicht, worum es sich handele?" fragte Frau Berlitz.

„Nein!" erwiderte die Besucherin, und ihre Stimme bekam einen merkwürdigen, gepreßten Klang. „Er meinte nur, ‚Sie sind doch Herr Kummer, nicht wahr?' Und dann, als mein Mann, noch ganz ahnungslos, freundlich, aber auch erstaunt, nickte, fuhr er fort: ‚Ich habe den Auftrag, Sie festzunehmen. Folgen Sie mir zur Wache!' Dabei zeigte er irgend so ein Messingschild, das er unter der Rockklappe trug und das ihn als Kriminalbeamten auswies."

„Aber der Grund . . ." wollte Frau Berlitz wissen. „Haben Sie denn nicht . . .?"

„Ich ging natürlich mit — aber auf der Wache wurden wir gleich getrennt, ich konnte kein Wort mehr mit meinem Mann sprechen. Höflich, aber sehr nachdrücklich erklärte man mir, daß ich einstweilen dort nichts mehr zu suchen hätte und daß ich nach einem oder zwei Tagen anfragen möchte."

Die Frau hatte sich bisher, offenbar mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft, ruhig verhalten. Plötzlich aber brach sie in furchtbares Schluchzen aus.

Berlitz schlich an seinen Schreibtisch zurück. Er fiel mit einem schweren Seufzer auf den Stuhl. Wenn er sich im Spiegel gesehen hätte, wäre er wohl selbst erschrocken gewesen — so kreidebleich war sein Gesicht.

„Nun ist alles aus," dachte Berlitz. Und er war fest überzeugt, daß in diesem gleichen Augenblick schon in den Kassenräumen seiner Bank alle Bücher und Belege durchgewühlt wurden, um festzustellen, ob nicht noch andere Beträge außer den dreitausend Mark, um die es hier ging, von ihm und Kummer unterschlagen worden waren.

„Sie sollen mich nicht hier abholen," entschloß sich Berlitz. „Dies wenigstens will ich meiner Frau, meinen Kindern, ersparen." Und er erinnerte sich eines dritten Grundsatzes: „Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende."

Es war soweit, sicher. Und nun, da der Augenblick gekommen, begangene Schuld zu sühnen, wurde es Berlitz fast leichter zumute als all die Monate vorher, da das schlechte Gewissen ihm die Freude am Leben und den Trost des Schlafes geraubt hatte.

Er stand auf, öffnete leise die Tür, die zum Hausflur führte. Er sah niemand — der Augenblick war günstig. Die Kinder tobten in ihrem Zimmer, und nebenbei hatte seine Frau wohl noch zu tun, die arme, völlig gebrochene Frau Kummer zu trösten.

Berlitz griff nach Mantel und Hut und schlich aus der Wohnung wie ein Fremder, wie ein Dieb.

Unterwegs machte er noch halt auf der Post. Schrieb mit zitternden, fliegenden Händen ein paar Zeilen an seine Frau, deutete an, wie alles gekommen war, erbat ihre Entschuldigung.

Dann ging er zur Polizei. Ließ sich zum diensthabenden Kommissar führen und erzählte ihm alles.

Der nahm säuberlich zu Protokoll, was Herr Berlitz ihm mitteilte. Ließ die Niederschrift unterzeichnen. Und dann . . .

Ja, der Kommissar war ein Mann, der sich nicht mit bloßen Tatbeständen begnügte. Er forschte stets auch gleich nach den Ursachen, nach den psychologischen Zusammenhängen und Ausdeutungsmöglichkeiten. „Was veranlaßte Sie eigentlich," fragte er deshalb ganz freundlich, „so plötzlich, ohne äußeren Anlaß, Ihre Schuld zu gestehen? Eine Tat zu gestehen, die doch immerhin schon einige Monate zurückliegt und vielleicht . . ."

„Sie ist ja doch ohnehin entdeckt," meinte Berlitz. „Wo Sie doch meinen Freund Kummer, der um die Sache weiß und an ihr beteiligt war, verhaftet haben . . ."

„Kummer? Kummer?" Der Kommissar runzelte grübelnd die Stirn. Plötzlich glättete sich sein Gesicht.

„Ach so," sagte er und hatte Mühe, ein Lächeln zu verbergen. „Das war leider ein Mißverständnis, eine Verwechslung. Da wohnt nämlich noch ein anderer Mann gleichen Namens in der Schollenstraße. Den meinten wir. Ihren Freund, den haben wir gleich wieder entlassen. Etwas voreilig, wie ich sehe. Nun, das läßt sich wieder in Ordnung bringen."

Und er griff nach dem Hörer . . .

Fröhliche Ecke

Altes Lied

Das war schon immer so! Sogar Eva sagte zu Adam: „Ich brauche ein neues Feigenblatt!"

Adam pflückte ihr ein Dutzend vom Baum.

Aber Eva schüttelte den Kopf: „Ihr Männer habt doch keinen Geschmack — das da, das da ganz oben im Wipfel — am Ende des langen dürren Astes —, das gefällt mir!"

Mädchen

Junge Mädchen knabbern Keks.

„Peter hat mir gesagt, ich wäre die schönste Frau der Welt."

„Das hat mir Peter voriges Jahr auch gesagt."

„Möglich. Damals kannte mich Peter ja noch nicht."

*

Ein ganz Vorsichtiger

„Mir sind im Gasthof mal Stiefel gestohlen worden! Seit der Zeit stelle ich immer nur einen vor die Tür — und wenn er geputzt ist, den andern!"

*

Klage

„Wie ist der Gesangverein, dem Ihr Mann angehört?"

„Gehen S' mir mit diesen Sangesbrüdern: Im Vereinslokal trinken s' und zu Hause singen s'!"

*

Klatschbasen

„Alles, was recht ist, liebe Freundin, Schlechtes kann ich den Wuttkes wirklich nicht nachsagen — höchstens unter strengster Diskretion!"

*

Stoßseufzer

„Onkel Theo hat uns eine Bowle für 12 Personen geschenkt. Das ist ein teures Geschenk."

„Allerdings, 12 Personen mit Bowle zu bewirten!"